



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Joseph von Sonnenfels.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Joseph von Sonnenfels.



ei dem Aufschwunge, den der deutsche Geist seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts genommen hat, ist die Besserung der Theaterverhältnisse eine stets behandelte Frage gewesen. Auch in dem Zeitalter, welches der Hauptthätigkeit Goethes und Schillers vorausging, können wir zugleich mit dem Beginn einer frischeren Poesie das Bestreben, die Bühne zu reformiren, Platz greifen sehen. Man denkt hier zunächst an Lessing und die Hamburgische Dramaturgie. Doch darf, unbeschadet der Wichtigkeit, welche die „Literaturbriefe,“ das Hamburger Projekt und alle sonstigen hauptsächlich von Lessing vertretenen Unternehmungen gehabt haben, eine andre Erscheinung nicht vergessen werden, die ein Seitenstück zu jener, vorwiegend in Norddeutschland entfalteteten Thätigkeit bildet: in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt die durchgreifende Hebung des Wiener Theaterwesens durch Joseph von Sonnenfels.

Sonnenfels gehört zu den einflußreichsten und glücklichsten Aufklärern seiner Zeit und seines Volkes. Sein Kampf gegen die zahlreichen Verkehrtheiten und Übelstände der damaligen Bühne hatte zur Folge, daß die theatralischen Auführungen in Wien sich von Grund aus umgestalteten, und daß eine Richtung zum Bessern eingeschlagen wurde, die hinfort keine erhebliche Störung mehr erfuhr. Es wurde ein Boden für das nationale Drama geschaffen. Aber nicht nur der Dramaturg, der Hauptförderer des Wiener Theaters, ist an Sonnenfels von Bedeutung. Der vielseitige Mann wirkte auch nicht wenig erfolgreich als akademischer Lehrer, als Staatsbeamter, als moralischer Schriftsteller; kurz, er stellte sich bewußt und entschieden in den Dienst des allgemeinen Fortschrittes.

Die Zahl derer, denen man solches nachrühmen kann, war damals verhältnismäßig groß. Das schöpferische Genie arbeitete weniger einsam als heutzutage und fand leicht bei Leuten Anklang, welche, ohne eben große Geister zu sein, doch für die Vervollkommnung der Gesamtanschauung eingenommen waren und die bedeutenden Ideen der Zeit aufnahmen, interpretirten und weiterbildeten. Lohnt es der Mühe, von diesem Kreise der Genossen und Mitarbeiter an den großen modernen Bewegungen Notiz zu nehmen, so dürfen dabei auch die Verdienste Sonnenfelsens nicht übersehen werden. Ein zusammenfassendes Bild von seiner Thätigkeit lag bis jetzt nicht vor. Diese Lücke in den Darstellungen aus jener Zeit ist nunmehr ausgefüllt durch eine Schrift von Wilibald Müller, welche, auf die Anregung der Braumüllerschen Verlagsbuchhandlung in Wien entstanden, das Leben und Schaffen des hervorragenden Mannes, des geistigen

Beistandes einer Maria Theresia und eines Joseph des Zweiten, zum Gegenstande hat.\*)

Verweilen wir im Anschluß an diese Schrift vor allem bei dem, was Sonnenfels als dramaturgischer Schriftsteller geleistet hat. Denn dies ist für uns schließlich doch das interessanteste; es fesselt nicht bloß den, der geschichtlich betrachtet, sondern hat zum Teil auch einen bleibenden Wert und wirkt noch heute mit unmittelbarer Frische.

Joseph von Sonnenfels, von jüdischer Abstammung, wurde 1733 zu Nikolsburg in Mähren geboren. Sein Vater, ein eingewandeter Rabbiner, hatte Konnexionen mit dem Nikolsburger Priaristenkollegium und mit dem Hause Dietrichstein, dem die dortige Landschaft gehörte; er nahm bald den katholischen Glauben an, erhielt später das Adelsprädikat Edler von Sonnenfels und wurde Lehrer der orientalischen Sprachen an der Wiener Hochschule. Der Sohn, Joseph Wiener, wie er vor jener Nobilitirung hieß, genoß zunächst einen gelehrten Unterricht, wurde dann aber, als sich die Verhältnisse der Familie eine Zeit lang verschlechterten, Soldat und kam erst nach einer Reihe von Jahren, die jedoch selbst für seine wissenschaftliche Ausbildung nicht eigentlich verloren waren, durch die Vermittlung des Grafen Dietrichstein sowie einer fürstlichen Gönnerin vom Heere los. Er bereitete sich dann zum Staatsdienste vor, bis plötzlich die literarischen Bestrebungen, welche damals in Oesterreich anhoben, sein Interesse erweckten und ihn bestimmten, Schriftsteller zu werden. 1761 entstand die „Deutsche Gesellschaft“ in Wien, ein Verein junger Streber, dem das Ausland bald Aufmerksamkeit schenkte, sodaß eine Verbindung der österreichischen mit den fremden Schriftstellern, insbesondre mit Nicolai, hergestellt wurde und das Schriftdeutsch auch auf ungünstigem und abseits gelegnem Boden Fortschritte machte. Sonnenfels spielte dabei eine Hauptrolle, namentlich infolge seiner Abhandlung „Von der Notwendigkeit, seine Muttersprache zu bearbeiten.“ 1763 traf er es, nach mancherlei Bemühungen um ein passendes Amt, sehr gut, in eine sichere Lebensstellung zu gelangen: er wurde Professor der Polizei- und Cameralwissenschaften an der Wiener Universität. Von da an begann seine reiche staatliche Wirksamkeit, die ihm anfangs manche Kämpfe, aber vorwiegend Ansehen und schließlich Ehren aller Art einbrachte. Im Laufe der Zeit bekam er auch die Funktion eines referirenden Rates bei der Studien- und Zensurkommission. Alle seine übrigen Würden, politischen Missionen und Auszeichnungen übergehen wir hier. Es genüge zu sagen, daß Sonnenfels bis zum Niedergange des Josephinismus eine der ersten Persönlichkeiten Wiens war.\*\*)

\*) Josef von Sonnenfels. Biographische Studie aus dem Zeitalter der Aufklärung in Oesterreich. Von Wilibald Müller. Mit Sonnenfels' Bildnis. Wien, W. Braumüller, 1882.

\*\*\*) Die Bemerkung, daß sein Name selbst unter den Dedikationen Beethoven'scher Werke vorkommt, wird hier willkommen sein. Die schöne Pastoralsonate op. 28 ist Sonnenfels gewidmet. Grenzboten IV. 1882.

Er starb 1817 als betagter Greis, ohne Nachkommen, wiewohl er lange und glücklich verheiratet gewesen war. Unter den zerstörenden Wirkungen des Ministeriums Thugut und dem neuen Gestirn Metternich hat er keine politische Thätigkeit mehr ausgeübt, sondern als Vizepräsident der k. k. Akademie der bildenden Künste anderweitig gewirkt.

Als Mensch zeigte Sonnenfels im ganzen einen tüchtigen, schätzenswerten Charakter. Doch darf man dabei nicht den höchsten Maßstab anlegen. Anzuerkennen ist der Stolz, der den emporstrebenden Mann abhielt, zur Ermöglichung einer glänzenden öffentlichen Laufbahn vulgäre Mittel anzuwenden; ebenso der Freimut, mit dem er, von vornherein zur Satire geneigt, gegen vieles Verkehrte auftrat. „Er vertauschte, heißt es von ihm, die ansehnlichste Beförderung gegen das Vergnügen, dem Thoren zu sagen: du bist ein Thor.“ Dies hatte nichtsdestoweniger seine praktischen Grenzen. Sonnenfels handelte sogar vielfach egoistisch, insofern er dem, was er einfach aus Klugheit und profitlichem Sinne that, erhabene Tendenzen unterschob. Auch fehlte es ihm nicht an Eitelkeit.

Unser großes Publikum von heute ist sehr im Unrecht, wenn es die bedeutenden Ziele des achtzehnten Jahrhunderts für abgethan hält und sich mit den Gedanken, die jene Zeit so tief bewegten, nur oberflächlich beschäftigt. Freilich sehen die Formen, unter denen die Reformideen damals auftraten, nunmehr alt und grau aus. Aber trotz dieses Außern, das zur heutigen Welt nicht passen will, ist soviel Ernst und Gründlichkeit in der entwickelteren geistigen Arbeit jener Tage, soviel Kernhaftes und Dauerndes in ihren allgemeinen Fortschrittsbestrebungen, soviel Kühnheit und Schwung in ihren Ansätzen zum Bessern und Vollkommneren wahrzunehmen, daß wir uns hüten müssen, gewisse Leistungen als antiquirt anzusehen, die vielmehr mit den gesunden Tendenzen der Gegenwart innerlich harmoniren und deshalb noch heute Beachtung verdienen. Sonnenfels ist keine von den eigentlichen Größen des vorigen Jahrhunderts. Aber indem er für die Ideale seiner Zeit wirkte, hat er entschieden Nutzen gestiftet, und wenn wir seine Schriften aufschlagen, finden wir manches, was auch jetzt noch anzieht und lesenswert ist. Jene Ideale sind eben noch nicht ganz ungiltig.

Was von den literarischen Produkten Sonnenfelsens einen kulturhistorischen Wert in dem großen, schwerwiegenden Sinne hat, ist meist in dem „Mann ohne Vorurteil“ enthalten. Es war dies ursprünglich eine Wochenschrift, in welcher Sonnenfels unter dem Namen Kapa-ka-um einen Mann vorführte, der, irgendwo in der Einsamkeit groß geworden, mit einemmal in die Stadt versetzt wird, sich in ihre Sitten nicht finden kann und dadurch Veranlassung zu allerhand kritischen Betrachtungen giebt. Mitunter werden hier Themen von weittragender Wichtigkeit behandelt, allerdings so, daß die mangelnde Tiefe, mit der die Dinge aufgefaßt werden, heutzutage, angesichts der veränderten Verhältnisse, offenbar wird, oder so, daß die Einkleidung des Problems über den ephemeren

Charakter nicht hinausreicht. Einige Partien mögen hier hervorgehoben werden.

Die Erzählung von Craft und Serinen (1, 10) stellt im Grunde genommen einen Konflikt dar, der nicht sobald aus der Welt geschaffen sein wird. Aber sie würde gewinnen, wenn das Moment, worauf sich der Verfasser stützt, nicht ein bloßes Vorurteil des Adels wäre, sodaß die Schuld des Sohnes, sowie der blinde Gehorsam desselben unverstänlich wird. Wäre der reale Fall sublimier gewählt, so müßte gerade darin die Pointe liegen, daß der fehlende Sohn, der bloß scheinbar das Opfer einer Tyrannei ist, sich belehren läßt und einer Erkenntnis gegenüber nachgiebt, welche nicht gleich zu Tage liegt, sondern nur dem gewählteren Sinne zugänglich ist. Ähnlich macht die ideale Liebesgeschichte (Anhang, S. 53) keinen reinen Eindruck. Unter den Händen eines Rousseau werden derartige Schilderungen, bei denen die einfache Natur der vorhistorischen Menschen der modernen Korruption gegenübergestellt wird, packend und groß. Denn der Umstand, daß diese schäferlich-naiven Armen Menschen sittlich und überhaupt fortgeschritten denken und handeln, wird umso weniger mißlich, je umfassender die Wendung zum Vollkommeneren ist, bei der das fragliche Vorbild zur Aufmunterung verwendet wird. Wo das Genie den Gedanken einer neuen Menschheit faßt, darf es, um ihn deutlich zu machen, zu einem Gegenstück greifen, welches des Zusammenhanges mit der Wirklichkeit, mit der Kultur, entbehrt, und infolge dessen für den, der nicht auf den Geist des Ganzen sieht, ungereimt erscheint. Aber Sonnenfels wollte eher Verbesserungen im einzelnen. Deshalb ist die Sphäre der Unbestimmtheit, in welche die Erzählung gerückt ist, minder zweckmäßig. Vielleicht darf man sich hier an die „Germania“ des Tacitus erinnern, wo ja auch primitive Zustände mit der größten Zivilisationsstufe der damaligen Zeit sozusagen neidisch verglichen werden, aber nicht bloß Barbarei gegen Kultur in die Schranken tritt, sondern auch unter Abstraktion dieses Punktes ein realer Typus aufgestellt wird, der eine unvollkommene Menschheitsbildung aussticht.

Beachtenswert sind ferner die Stellen, wo die übertriebene Höflichkeit und Galanterie der modernen Gesellschaft ironisch gestreift wird — Kapa=ka=um will nichts von Schmeicheleien gegen die Frauenwelt wissen —, wo die Schattenseiten Erwähnung finden, welche bei dem vulgären Bestreben, standesgemäß zu leben, hervortreten können, oder wo über harmonische Erziehung gesprochen wird. Etwas grobfädig freilich ist die Behandlung der Fragen auch hier.

Man versäumt gegenwärtig, die praktische Sittlichkeit zum Gegenstande wissenschaftlicher Darstellungen zu machen. Umsomehr muß die Thatsache, wie eingehend die Früheren rein verstandesmäßige moralische Untersuchungen anstellten, betont werden; wemgleich in unserm Fall nicht verschwiegen werden soll, daß sich das meiste der hierher gehörigen Sonnenfelsischen Arbeiten auf zu niederem Boden bewegt, als daß es tiefere Teilnahme erwecken könnte. Die

mehr pädagogischen Fragen sind verhältnismäßig am besten angefaßt; für wirklich bedeutend müssen Ausführungen gelten, wie die über die Grenzen des elterlichen Züchtigungsrechts, über die Unbilligkeit, mit seinem Kinde als mit seinem Eigentum zu schalten u. dgl. Ein paar Proben mögen die freie Denkweise und zugleich den lebendigen Stil des Verfassers vergegenwärtigen. „Die Gewalt der väterlichen Züchtigung,“ heißt es u. a., „reicht weiter nicht, als so ferne sie der Erziehung zur Seite gehen, und zu der Besserung beitragen muß. Ein Bildhauer soll an seinem Werke eine kleine Hervorragung ebenen, er nimmt die Hacke, und schlägt die Bildsäule in Stücke. Das ist das Verfahren der Ältern, welche Wunden schlagen, wo sie nur glätten sollten, welche brechen, wo sie nur biegen sollten.“ Ferner: „Die Neigung des Kindes, das ist das Opfer, in dem sich Hausdespoten am meisten wohlgefallen. »Thue für deinen Vater!« spricht er, »was dieser für dich that!« — Wenn nun der Sohn den Vater fragte: »Was haben Sie für mich gethan!« was könnte ihm dieser antworten: »Ich habe mich nach meiner Neigung verhehlicht, du bist ohne meinen Willen gebohren worden: aber ich habe dich erzogen.« — So mag dann der Wirgpfaff zu dem Opfervieh sprechen: »Sieh, was ich für dich gethan habe! ich habe dich gemästet, damit du zum Schlachten fett seist« — wie der Vater: »ich habe dich groß gezogen, um meinen Absichten gewürget zu werden.« Gemüthsneigung, Fähigkeiten, wenn man diese zu Rath zöge, könnte mancher Sohn schon in den Windeln, manche Tochter im Kinderröckchen bestimmt sein? Der Domherr am Weisbände und der Oberste auf der Schulbank, hat dieser von seiner Frömmigkeit, hat jener von seiner kriegerischen Neigung Merkmale gegeben? Der Vater berathschlaget also mit niemandem als mit sich selbst, und mit seinen Absichten: sein Willen beuget den Nacken des Kindes unter das Joch des unbilligsten Gesetzes, welches sich mit dem heiligsten Ansehn der Natur waffnet, und oft dem unglücklichen Sklaven der gemißbrauchten väterlichen Gewalt, selbst den elenden Trost, zu senzen, raubet, der dem Galerensklaven an der Ruderbank nicht versagt ist.“ — Hierher gehört auch folgende Apostrophe: „Eltern! denket weniger, daß eure Kinder zu eurer Ergözung ihr Dasein erhalten haben, als um dereinst Menschen, Bürger zu sein! oder wenn ihr ja den süßen Namen Vater nothwendig mit der Ergözung verbunden glaubt — es wird das Glück der Gesellschaft ausmachen, wenn diese Meinung allgemein ist — so suchet diese Ergözung nur nicht auf Unkosten des Kinds, das ihr glücklich zu machen verpflichtet seid, und wünschet. Suchet diese Ergözungen nicht in den Gaukeleien der kleinen Spielthiere. Es sind keine Affen, die ihr vor euch habet: es sind Kinder, die Bürger werden, die eure Stelle in der Gesellschaft besetzen, wann ihr dereinst abtretet, die Freude, der Stab, eures Alters werden sollen. In Sachen, die euch vorhinein zeigen, daß sie eure Hoffnung, daß sie ihre Bestimmung erfüllen werden, in diesen findet das Reizende der Kindheit!“

Der „Mann ohne Vorurteil“ zeigt eine große Vielseitigkeit. So findet sich beispielsweise auch ein Abschnitt, wo für eine andre Methode des Lateinlernens plädiert wird. Man solle, wird verlangt, die alte Sprache ebenso rasch und praktisch abmachen wie das Französisch. Ein andermal wird Kapa-ka-um gefragt, ob er nicht die Jagd unter die gestitteten Vergnügungen rechne. „Ich weiß nicht,“ lautet seine Antwort, „was meine Mitbrüder thun. Aber ich weiß, daß ich an ihrer Stelle jagen würde, allenfalls um mir durch Erlegung der Thiere Fleisch, wenn ich nun einmal an diese Speise verwöhnt wäre, zu verschaffen: daß ich aber nicht das Thier, wie ihr, erlegen würde, um zu jagen. Die Jagd würde dann ein Mittel meiner Erhaltung, nicht meiner Ergötzlichkeit sein.“

Soweit bei Sonnenfels die öffentliche Thätigkeit mit der amtlichen Stellung zusammenhing, bietet sie nur ein spezialgeschichtliches Interesse. Bemerkenswert ist, daß Sonnenfels den neuen, zu durchgreifender Umgestaltung der bisherigen Anschauungen drängenden staatswissenschaftlichen Lehrsätzen, welche in England und Frankreich bereits allgemeine Verbreitung gefunden hatten, auch in Osterreich Eingang und Bürgerrecht verschaffte, daß er der erste Verfechter des Josephinismus war, insofern seine Theorien im wesentlichen den guten Zweck verfolgten, die klerikale Allgewalt zu Gunsten der Regierung zu vermindern. Aber auf seine mannichfachen staatswissenschaftlichen Schriften, auf seine Beobachtungen in Sachen der Polizeigesetzgebung, auf sein Urtheil in der Frage der Entscheidung durch Stimmenmehrheit bei gerichtlichen Urteilen u. s. w. näher einzugehen, dürfte hier nicht der Ort sein. Nur das, was Sonnenfels für die Aufhebung der Folter in Osterreich that, erfordert ein besonderes Wort, da die Sache vielfach unrichtig dargestellt wird. Man findet häufig die Ansicht, daß Sonnenfels die Abschaffung der Tortur durchgesetzt habe. Indeß war er weder der alleinige Gegner der Tortur, noch hat er bei dem Staatsakte, der den ausgedehnten Verhandlungen über das fragliche Thema von oben herab ein Ende machte, den Ausschlag gegeben. Es ist Thatsache, daß am Kaiserhofe weit liberalere Anschauungen, als sie Sonnenfels vertrat, den Sieg errangen und die Aufhebung der Folter schlechtweg dekretirt wurde, während Sonnenfels für gewisse Fälle die Beibehaltung wollte. Übrigens bekleidete Sonnenfels nie eine Stellung, in welcher er wirklich selbständig und unbeeinflusst von den Tendenzen höherer Behörden an der Regierung hätte teilnehmen können. Seine Hauptthätigkeit im Staatsdienste war vollauf in Anspruch genommen durch Zensurgeschäfte. Zuerst war er Zensor des Theaters, dann Zensor des Bücher-Revisionsrates und schließlich Zensor der Gesetzessammlungen und Regierungspatente.

In den Einzelheiten verlor das politisch-staatswissenschaftliche Programm, welches Sonnenfels aufstellte, im Laufe der Zeit mehr und mehr an Haltbarkeit. Immerhin sind aber gewisse Grundzüge desselben, die Anlehnung an den Contrat social, das Prinzip, daß durch möglichst große Bevölkerung das Staats-

glück erreicht werden muß, u. a. anerkennenswert. Falsch ist dagegen die Formulierung eines andern Fundamentalsatzes, wonach unserm Professor die ungleiche Verteilung des Reichthums als das eigentlich einigende Band der Gesellschaft erscheint. Damit „errät er förmlich das moderne Schlagwort, den Kampf ums Dasein.“

In einem Schriftstück autobiographischen Inhaltes bemerkt Sonnenfels einmal, daß die österreichische Mundart „nicht die feinste“ sei und daß er sich die Berichtigung derselben habe angelegen sein lassen. „Ich ward, erzählt er, von den Dornen der Sprachlehre nicht abgeschreckt; ich war der Meinung — jeder-  
mann bei uns war es damals noch nicht —, es sei ebenso Schande in seiner Muttersprache zu sagen: »ich habe ihm gesehen,« als es sein würde im Latein *vidi illi* oder im Französisch: *j'ai vu à lui.*“ Diese Äußerung trägt dazu bei, die Bildung, welche Sonnenfels und sein Kreis anstrebte, zu kennzeichnen. Vor allem aber können wir hier einen Fingerzeig erblicken, in welchem Geiste die Beschäftigung dieser Männer mit Literatur und Kunst gehalten war. Man bemühte sich, vornehmer und geschmackvoller zu werden; man wollte nicht länger hinter dem Auslande zurückstehen; kurz, man suchte, ohne das tiefere der Sache zu berücksichtigen oder die Ziele weit zu nehmen, eine zeitgemäße Besserung der Zustände. Die Dramaturgie Sonnenfelsens ist ein Hauptdenkmal dieser Tendenzen. Sie trägt im allgemeinen den Stempel einer vergangenen Periode. Nichtsdestoweniger hat sie auch Früchte gezeitigt, welche auch noch für uns bestimmt erscheinen, ja vielleicht am ehesten die Veranlassung sind, wenn der Name Sonnenfels im Munde der Gegenwart und der nächsten Zukunft noch fortleben wird. Die literarische That, um die es sich hier handelt — ein Pendant zur „Hamburgischen Dramaturgie“ Lessings —, sind die „Briefe über die Wienerische Schaubühne,“ die 1767—1769 erschienen. Doch findet sich auch im „Mann ohne Vorurteil“ vieles, was auf das Theater Bezug nimmt.

Im Vordergrund steht dabei die Polemik gegen den großen Haufen, welcher durch den Besuch des Theaters nur seine schwunglose Vergnügungssucht befriedigen will. So werden einmal (Brief vom 22. Januar 1768) die folgenden charakteristischen Verse eines zeitgenössischen Dichters zitiert:

Wer keinen Helbengeist in seinem Busen hat,  
Wird, Helden anzusehen, in zwei Minuten satt.  
Genug, wenn ihn das Kleid des Helden eingenommen:  
Doch spricht der Held, so heißt's: wird nicht der Narr bald kommen?  
Der schon durch einen Schritt, ein Wortspiel an sich zieht —  
Man lebt gleich auf, sobald man seines gleichen sieht —  
Der Narr ist allemal das Nützigste der Bühnen,  
Der füllt das Schauspielhaus, der muß das Geld verdienen.

Und im „Mann ohne Vorurteil“ (I, 25) heißt es: „Sollten erwachsene Leute sich um eine Kinderfrau herum versammeln, um ihre, zur Einschläferung der

Kinder erfundenen Erzählungen vom »daumenlangen Männchen mit dem spannenlangen Barte« mit offenem Munde anzuhören, und ein Fremder träte herbei, und erführe, was uns da zusammengebracht hat: »Hui! würde er sagen, eine Nation härtiger Kinder!« Und was kann der Fremde denken, wenn er von ungefähr in unsre Schaubühne eintritt, und uns drei, vier Stunden hinbringen sieht, eine Geschichte, die jene nur erzählt, in der Handlung vorstellen zu sehen und dabei so mutig in die Hände klatschen?“ Man darf übrigens nicht glauben, daß hier das Kinderhafte, welches in der Kunst noch heute so viel Raum einnimmt, schärfer ins Auge gefaßt wäre, oder daß die niedere Vorstellungsart, wonach das Theater zum großen Amüsement da ist, damals wirklich ausschließlich geherrscht hätte. Es gab ja — in Wien wie anderwärts — das französische Schauspiel und die italienische Oper, zwei Kunsterscheinungen vornehmerer Art, und daran hielt sich das eigentliche gebildete Publikum. Der Fortschritt, für den Sonnenfels wirkte, bestand zunächst in der Erkenntnis, daß man das bessere nicht mehr vom Auslande beziehen, sondern selbst kultiviren müsse. Der Begriff des Vergnügens, den man auf den Theaterbesuch anzuwenden pflegt, blieb unangetastet. Sonnenfels sagt ausdrücklich einmal, daß wir „in die Schaubühne gingen, um ergötzt zu werden,“ und daß „von der Schaubühne keine erbaulichen Vorstellungen“ gefordert werden sollten. Auch sonst pflegen sich die ästhetischen Ansichten des Wiener Dramaturgen auf einem mittlern Niveau zu halten. Der Brief vom 20. Mai 1768 zeigt, bei Gelegenheit einer Verteidigung des frühern Lustspieles, eine Auffassung der hergebrachten Tragödie, die in ihrer Gewöhnlichkeit und Ungründlichkeit nicht bloß auf Rechnung des einseitigen, steifen Tones zu setzen ist, welchen die Trauerspieldichter angenommen hatten. Die Aussprüche von Corneille und Racine, die dabei angeführt werden, würden sich bei einer weniger leicht gehaltenen Darlegung fruchtbar erwiesen haben. So aber werden sie verwandt, um das bürgerliche Drama auf Unkosten der Heldenstücke, der eigentlichen Tragödien, in günstiges Licht zu setzen. Eine ähnliche Verkennung des Tragischen liegt in einer Stelle im „Mann ohne Vorurteil“ (3, 1, 14), welche sich gegen die Neigung wendet, den großen Dramen einen traurigen Ausgang zu geben. Man könnte noch andres vergleichen. Doch sind viele Ausführungen auch fein und geistvoll; namentlich die über die Unwahrscheinlichkeiten, welche bei Aufrechterhaltung des Prinzips der lokalen Einheit entstehen. Wo es sich um sekundäre und praktische Dinge handelt, kommt überhaupt die Klarheit und Verständigkeit, die man an Sonnenfels rühmen muß, zur Geltung. Von solchen Auslassungen, die wirklich einnehmend und schön sind, heben wir hervor den Brief vom 14. Juli 1768, über „die Ordnung, welche sowohl in Vorschlagung der Stücke als in Besetzung der Rollen und in den Proben beobachtet werden soll,“ den Brief vom 30. Juli von den Worten an: „Von dem Übersetzer eines dramatischen Stückes hat man gewissermaßen mehr als von einem andern zu fordern,“ und den Brief vom 21. No-

vember, worin die Frage aufgeworfen wird: „Wie hat der Dichter die Sprache der niedern Rollen zu geben, welche er von ungefähr in seine Schauspiele mit einzieht?“ Auch der Brief vom 19. Juni 1768 über die Eigenschaften, die ein nationaler Dichter haben soll, ist beachtenswert.

Das meiste Interesse in den „Briefen über die Wienerische Schaubühne“ haben zwei längere Partien, bei denen die Behandlung von vielem Geschmack und Urteil zeugt und der Gegenstand ein besonders wichtiger ist. Es sind die Berichte über die Aufführung von Glucks „Alceste“ und von Lessings „Minna von Barnhelm.“ Sie mögen hier, in Anbetracht ihres unveralteten Wertes, wenigstens auszugsweise mitgeteilt sein.

„Ich befinde mich in dem Lande der Wunderwerke!“ beginnt die Besprechung der „Alceste.“ „Ein ernsthaftes Singspiel ohne Kastraten — eine Musik ohne Solfezieren, oder wie ich es lieber nennen möchte, ohne Gurgeley — ein wälsches Gedicht ohne Schwulst und Flitterwitz. Mit diesem dreifachen Wunderwerke ist die Schaubühne nächst der Burg wieder eröffnet worden. . . . Das eigne und große Verdienst des wälschen Dichters ist ohne Zweifel der Mut, mit welchem er den strogenden, und von tändelnden Spitzfindigkeiten überlaufenden Stil seiner Nationaldichter verließ, und das Erhabene nicht in den Stelzen des Ausdrucks, das Rührende nicht in dem Pathos der Empfindungen, in dem Schnirkelwerke verstandloser Einfälle suchte. Kalfabigis Sprache ist die ungekünstelt Sprache der Empfindung; eine Quelle, die keinen andern Lauf hält, als nach dem sanften Gange des Erdreichs, worüber sie weglieft; die überall sich ins Gleichgewicht setzet, und nur da ein wenig aufschäumt, wo sie an einen in den Weg gestürzten Stein stößt.“ Weiterhin wird die laue Aufnahme bei der großen Menge, der das Stück zu ernst war, geschildert. „»Das ist erbaulich! neun Tage ohne Schauspiele, und am zehnten ein Deprofundis.« — »Wie ich denke, hier ist's auf Thränen angesehen? Kann sein, daß ich welche vergieße — aus langer Weile.« — »Nein! Das heißt, sein Geld weggeworfen! eine vorzügliche Ergözung, eine Märrin, die für ihren Mann stirbt!« — Wo ungefähr glauben Sie, daß ich Sie hingebracht habe? — auf das Paradies! Sie hätten Recht, nach dem Gespräche, so zu denken; aber Sie sitzen mitten auf dem adelichen Parterre.“ Nach manchen Zwischenbemerkungen, namentlich über die mächtigen Wirkungen, welche der Tonkunst im Altertum zugeschrieben wurden und seitdem nachgelassen zu haben schienen, wird auf die Scharf Glucks hingewiesen. „Glucks Einbildungskraft ist ungeheuer: daher sind ihm die Schranken aller Nationalmusiken zu enge. Er hat aus der wälschen, aus der französischen, aus den Musiken aller Völker eine Musik gemacht, die seine eigne ist: oder vielmehr, er hat in der Natur alle Töne des wahren Ausdrucks aufgesuchet, und sich derselben bemächtigt. Die Grundzüge seines Sazes sind immer dem Gegenstand angemessen, und gleichsam ein richtiger, freier Umriß, durch ein schönes Kolorit bearbeitet, worin das Licht mit der Häuslichkeit eines scharfen Beurteilens ver-

theilet, die Absteckung sorgfältig, aber mit Wahl angebracht, und überhaupt die feinste Symmetrie beobachtet wird. Jeder Teil seiner Musik macht, für sich selbst betrachtet, ein sehr angenehmes Ganzes aus, das aber zu dem größeren Ganzen in einem so ebenmäßigen Verhältnis steht, daß die Gluckschen Sätze die wohlgestalteten Körper sein würden, wofern die Töne sichtbar gemacht werden könnten. Meiste war für diesen geschickten Mann eine weiträumige Bahn, die Fruchtbarkeit seiner Gedanken zu zeigen. Es war schwer, bei einem Stoffe, über den durchaus Traurigkeit und Schwermuth gleich verbreitet ist, der Einförmigkeit und Wiederholung zu entkommen. Gluck hat diese Schwierigkeit mit vielem Ruhme überwunden. Seine Chöre sind immer wesentlich unterschieden: seine Recitative sprechend, und das Accompagnement nicht eine bloße trockne Anstimmung, oder eine müßige Ausfüllung des Zwischenraums, sondern ein wesentlicher Teil des Ausdrucks, und oft selbst so sehr Ausdruck, daß sie den ganzen Inhalt faßlich, und die Worte beinahe entbehrlich machen. Seine Arien sind neu und von einer einfachen, aber gefühlvollen Melodie.“ Dann werden einzelne Szenen in ihrer Bedeutsamkeit gekennzeichnet. Hier dürfte namentlich die Erzählung von dem Eindrucke, den im ersten Akt der Schluß des dritten Auftritts hervorbrachte, für das heutige Publikum lehrreich sein, insofern dieser Moment — „eines von den schönsten Gemälden, die vielleicht jemals auf der Bühne erschienen sind“ — wie so vieles andre wohl nirgends mehr lebendig genug dargestellt wird. Endlich finden die Sänger, die Träger jener Wiener Aufführungen der Oper, eine ausführliche, interessante Beurteilung, in welche manche treffende Seitenbemerkung eingeflochten ist.

Die Rezension der „Minna von Barnhelm“ enthält nach einer fein entworfenen Inhaltsübersicht folgenden Passus: „Rechtschaffen ist jede der handelnden Personen, ohne daß jedoch daraus eine langweilige Einförmigkeit ihrer Handlungen entspringt. . . . Lessing hat die Absteckung seiner Personen aus den Verflößungen ihrer Charaktere herauszuholen gewagt. Der Kontrast liegt in der Art, wie die Redlichkeit bei jedem ausbricht; und diese Art wird durch die, wenn ich so sagen darf, charakterischen Nebenfehler der Personen bestimmt, welche der Verfasser jedem nicht nur beigelassen, sondern stark ins Spiel gebracht, und dadurch die Mannichfaltigkeit, den unentbehrlichen Kontrapost bewirkt hat.“ Dann werden die einzelnen Personen charakterisirt. Wir wollen nur folgende Sätze hervorheben: „Tellheim will, aus einer großen Niedlichkeit, wie ich sagen möchte, Minnen nicht ehelichen.“ Und später: „Seine Niedlichkeit, ein Mädchen, das ihn liebt, nicht in seine verzweifelten Umstände mit zu verwickeln, muß ihn in aller Augen erhöhen. Wie wenige sind einer solchen Selbstverleugnung fähig, wie viel mehrere würden in seinen Umständen es machen, wie die Ersäufenden, sich an einen Schwimmenden hängen, in Meinung, sich dadurch über dem Wasser zu erhalten, und auch ihn mit sich zu Grund ziehen. Seine Niedlichkeit ist übertrieben: das gab Lessing den Knoten.“ Zum Schluß werden ein paar

Einwendungen gemacht. „Lessing hat eine so magere Geschichte zu seinem Vorwurfe gewählt, daß er Lessing sein mußte, um darin den Stoff zu fünf Aufzügen aufzufinden. Das Handschreiben des Königs hat ganz keine Ähnlichkeit mit dem Befehle des Königs in Tartüffe, die jemand darin finden wollte: macht nicht, wie dort, die Entwicklung des Stückes, ohne alle Anlagen und Zubereitung, ein Schwert, das, wie auf den Sinnbildern, aus einer Wolke kömmt, und den Knoten zerhaut. So würde freilich ein dramatischer Werkgeßell zugefahren sein; er würde den Knoten darin haben bestehen lassen, daß der unglückliche Major das Mädchen nicht unglücklich machen will: nun käme das Schreiben, die Schwierigkeit wäre gehoben — nun wanderten sie gewiß freudig dem Feldkaplane zu. Nicht so Lessing: er will vom Zuschauer nicht erraten sein: der Brief, zu dem er den Zuschauer gehörig vorbereitet hatte, macht einen Teil der Verwicklung mit aus, aber er wirft den Liebhaber gegen unsre Erwartung aus dem Hafen wieder in die offene See. — Im Ernste: ich bin mit dem gezierten Wesen des sächsischen Fräuleins nicht zufrieden. Eine kleine Sträubung noch — allenfalls zur Rache, allenfalls, wie es selbst sagt, um sich den Anblick seines ganzen Herzens zu verschaffen, dafür würde ich dem Verfasser gedankt haben; aber die Sperrung geht zu weit, und schwächt bei mir das Wohlwollen gegen Minnen, der ich sonst vom Herzen gut war. Wo will, denke ich bei mir, die Phantastin damit hinaus? ich weiß gleichwohl, daß sie sich nur ziert, und daß sie den Augenblick schwer erwartet, sich dem Manne an den Hals zu werfen. Für den Zuschauer ist also der Knoten immer schon entzwei: er sieht in dem Mädchen nur noch ein kleines böshaftes Geschöpf, wie so viele ihres Geschlechts, dem man es sehr gerne glaubt: daß ihr Gemahl ihr nie einen Streich spielen soll, ohne daß sie ihm gleich wieder einen darauf spielt — und am Ende wünscht man dem Major ernstlich so viele Herrschaft über sich selbst, daß er das neckische Wesen für sich nach Sachsen ziehen lassen möchte. — Die Nebenliebe Werners und Franziskens, so sorgfältig sie der Verfasser an der Hauptbegebenheit hergeschmieget hat, schwächt immer den Hauptanteil. Man hört nicht einen Augenblick auf, den guten Leuten recht gut zu sein: und das Mädchen ist wirklich klüger als sein Fräulein: denn es zieht sich bei dem ersten Auffahren seines lieben Wachtmeisters zurück. — Ricaut de Marliniere, einen beurlaubten Offizier, dem der Verfasser alle Unbesonnenheiten, Großsprechereien und Taschenkünste unsrer Cadetis beigelegt, der seine Sprache wie das Deutsche radebricht, haben die deutschen Schauspieler weggelassen; wie sie sagen, weil sie keinen unter ihnen haben, der das Französische mit der notwendigen Fertigkeit spricht. Man vermißt ihn bei der Aufführung im geringsten nicht. Aber eine Rolle, die nirgend in einem Stücke die geringste Lücke zurückläßt, ist gewiß eine müßige Rolle. Was möchte wohl also die Absicht des Verfassers gewesen sein, als er sie mit in sein Stück aufnahm? Vermuthlich die Risade! Die Wienerbühne hat Lessingen gegen sich selbst Recht verschafft: sein Stück braucht solcher

angeflickter Schellen nicht; es hat eigentümliche und wahrhaft scherzhafte Einfälle genug, die es aufheitern.“ In einem spätern Briefe werden die sprachlichen Vorzüge gewürdigt, welche Lessings Stücke auszeichnen.

Die Schrift von Wilibald Müller stellt genauer dar, wie sich Sonnenfels erfolgreich gegen die Unfittlichkeiten der Wiener Bühne, gegen die Herrschaft der Burleske und des Hanswurstes, gegen die extemporirten Stücke wandte, und welches die äußern Vorgänge dabei waren. Bei der großen Theaterlust der Wiener und der Intelligenz des österreichischen Adels ließ sich von vornherein erwarten, daß die Kaiserstadt an der Donau ein Hauptsitz der dramatischen Kunst und ein Stützpunkt für die Entwicklung des Theaters werden würde. Wir lassen hier das Detail jener Bewegung unberücksichtigt, welche übrigens, wie natürlich, in den dramaturgischen Schriften Sonnenfelsens, neben den Exkursen auf dem Gebiete der französischen und englischen Literatur und neben der Besprechung von Personalfragen und dramatischen Arbeiten, sich mehrfach wieder spiegelt. Ebenso soll ein anderer, von den Literaturhistorikern ins Auge gefaßter Punkt, nämlich das persönliche Verhältnis, welches zwischen Sonnenfels und Lessing bestanden hat, in der vorliegenden Skizze nur kurz berührt werden. Man hat Sonnenfels beschuldigt, die Berufung Lessings nach Wien, über welche in den Jahren 1769—1772 Verhandlungen schwebten, hintertrieben zu haben. Wilibald Müller geht auf diesen Vorwurf, und was damit zusammenhängt, ausführlich ein; er gelangt zu dem Resultat, daß Sonnenfels nie in der Lage gewesen sei, auf jene Berufung, die man an maßgebender Stelle durchaus nicht ernst genommen habe, Einfluß auszuüben. Thatsächlich hatte sich allerdings, wie den Kennern wohlbewußt ist, zwischen Sonnenfels und Lessing eine Art Spannung gebildet, welche in den verschiedenen Beziehungen beider Männer zu Klotz ihren Grund hatte. Aber es scheint, daß hierauf kein Gewicht gelegt werden darf und daß es die Sache über Gebühr ausbeuten hieße, wenn man das Urtheil über den Charakter und die persönlichen Eigenschaften des einen oder des andern darnach mit bestimmen wollte. Die erwähnten Auseinandersetzungen in der Müllerschen Schrift tragen durchaus das Gepräge der Zuverlässigkeit und Unparteilichkeit, wie denn überhaupt jeder, der ein knappes, aber vollständiges und gleichmäßiges Bild von Sonnenfelsens Leben und Thätigkeit haben will, sich Müllers Darstellung empfohlen lassen sein mag.

